

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Frangobrief 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Frangobrief 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4158) vierteljährlich 1.80 Mk., für 2 Monate 1.20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. expl. Bestellgeld.

Chefredaktion:  
**Dr. Bruno Schoenlant.**

Inserate werden die Spaltenbreite betreuend oder deren Raum mit 20 Pfennigen berechnet. Belegzettel 15 Pfennige. — Schwärzlicher Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 7. Geschäftszeit 8—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6 part. Sprechstunde: 8—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telefon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Leipzig, 15. Januar.

Ueber die Erpressungsaffäre Lebaudy schreibt unser Pariser Korrespondent vom 13. Januar: Die Erpressungsaffäre Lebaudy hat sich bereits zu einem jener Scandale ausgewachsen, die von Zeit zu Zeit die innere Fäulnis der kapitalistischen Gesellschaft und ihrer angesehensten „Stützen“ ausdecken.

Im Mittelpunkt steht der Sprößling einer Fabrikantenfamilie, Max Lebaudy, der die von seinem Vater aus dem Mark der Lohnarbeiter ausgepressten Millionen in unförmiger Weise verjubelt. Um ihn herum eine Bande mit echten und falschen Wappen ausgestatteter Schmarotzer, gesinnungsstücker und in den „besten“ Kreisen verkehrender Journalisten, die ihm seine Millionen zu verprassen helfen bezw. zu erpressen suchen.

Der Vielschichtige und Gefährliche von der Bande ist der „Graf“ de Cesti, mit seinem wahren Namen Wertheimer, deutsch-jüdischer Abkunft. Sein gräßlicher Titel eröffnete ihm die Thüren aller aristokratischen und aristokratischen Salons jener ausgewählten und doch sehr gemischten Gesellschaft, die sich annähernd tout-Paris (ganz Paris) nennt. Die weltmännischen Zeitungen verfehlten nicht, ihre Leser von dem Kommen und Gehen des „Grafen“ zu benachrichtigen, sowie ab und zu Notizen des Inhalts zu drucken: „Die Gräfin de Cesti hat auf der Soirée der Herzogin So und so mit großem Erfolg ein Lied vorgelesen“... Ohne einen Heller ererbt oder durch irgend welche berufliche Arbeit verdienten Vermögens lebte de Cesti-Wertheimer, wie es einem Grafen geziemt, fuhr vier-spännig, gab Bälle und Soirées, ohne daß jemand nach den Quellen seines Einkommens gefragt hätte. Diese Quellen waren dunkel genug. Schier zahllos sind die Fälle, wo der Herr Graf das Gericht mit dem Kermel streifte. An die 400 Klagen wegen Betrug und Fälschung sollen gegen ihn erhoben worden sein. Die Justiz blieb aber blind und taub. Warum? Weil de Cesti ein Kostgänger der geheimen Fonds, ein Polizeispiegel war. Während der Boulangerbewegung diente er zugleich der Regierung und dem Schwindelgeneral, wobei erstere wie letztere, von dem Doppelspiel ihres Agenten wissend, sich damit trösteten, daß er — die andere Seite prelle. Sicher ist jedenfalls, daß er doppelten Spitzlohn bekam... Dießem Abenteuer ging schließlich auch der auf „vornehme“ Verbindungen sehr erpichte Fabrikantensohn Lebaudy ins Garn. Die Freundschaft des Herrn Grafen um einige Hunderttausende Franken an Geld und Geschenken zu er-

laufen, dünkte dem jungen Millionär nicht zu teuer. Und nachdem Lebaudy den Rennplatz und den Spielklub mit der Kaserne hatte vertauschen müssen, da konnte de Cesti tiefer denn je in die Taschen seines Freundes greifen, und zwar unter der Vorpiegelung, vermittelt seiner weit- und hochverzweigten Verbindungen dessen Freimachung vom Militärdienste zu bewirken. De Cesti spielte übrigens wirklich den Vermittler zwischen Lebaudy und den weiter näher bezeichneten Helden der Erpressungsaffäre. Der Erpressung machte er sich schuldig, nachdem Lebaudy unter dem Einfluß seiner Geliebten, Fräulein March, einer Schauspielerin von der Comédie Française, sich zum Entschluß angerafft hatte, die ihn ruinierende Schmarotcherbande, voran de Cesti, los zu werden.

Neben dem falschen Grafen ein echter Grafensohn und militärisch-patriotischer Journalist, Vicomte de Civry. Als Redakteur des militärischen Wochenblattes, Echo de l'Armée, gewerksmäßiger Patriot und Hasser des Sozialismus, genoß er in militärischen Kreisen eines großen Einflusses, der sich bis in die Bureaus des Kriegsministeriums erstreckte. Diesen seinen Einfluß stellte der militärfreundliche Mann durch de Cesti dem kasernefeindlichen Soldaten Lebaudy zur Verfügung, um dessen Dienstentlassung zu bewirken. Und zwar reichte sein Einfluß weit genug, um einen Lebaudy bewilligten Krankheitsurlaub wieder rückgängig zu machen. De Civrys Umtriebe wurden dem verflochtenen Kriegsminister, General Jurkinder, von Lebaudy's juristischen Beirat denunziert. Trotzdem aber blieb der militärische Journalist unbehelligt. Weitläufig, ein weiterer Beitrag zur Vertuschungspolitik des Kriegsministeriums. De Civry ist übrigens, ebenso wie de Cesti, kein Neuling auf dem Kriminalgebiet. 1880 wurde er vom Pariser Schwurgericht zu drei Jahren Gefängnis verurteilt wegen Betrugs, Vertrauensbruchs und Entwendung von mit Beschlagnahme belegten Effekten. Noch ein edler Zug: eine Zeitlang ließ er sich von einer alten, aber reichen englischen Dame, der Ehefrau eines Lords, „unterhalten“. Thut nichts: sein Adelname, seine militärfreundliche Gesinnung bürgten in den Augen der hohen und höchsten militärischen Würdenträger hinreichend für seine Respektabilität.

Als Dritter in Bande erscheint einer der hervorragenden Redakteure des frommen, reaktionären Boulevard-

blattes Figaro, ein Kämpfer für Religion, Ordnung und Sitte, wie er im Buche steht. Mit seinem Leidensgenossen de Civry teilte er die Feindschaft gegen den Sozialismus, den er ab und zu mit Ueberzeugung und Grazie stichelte. Wie heißt er? Jacques Saint-Evre für seine ach! wie zahlreichen Freunde und Bekannten, sowie für das lesende Publikum — Armand Rosenthal für die dem Geburtschein mehr als der Visitenkarte trauende Polizei. Welche Gründe mögen ihm wohl veranlaßt haben, seinen deutsch-jüdischen Familiennamen französisch umzutaufern? Außer einer dunklen, abenteuerreichen Vergangenheit, ein Betrugsprozeß, der ihm 14 Monate Gefängnis eingebracht hatte. Im Figaro redigierte er seit neun Jahren hauptsächlich die auswärtige Politik. Diese Stellung verschaffte ihm den Zutritt zu allen Gesandtschaften und zum Ministereium des Auswärtigen, wo er ein häufiger und gern gesehener Gast war, trotzdem er, wie sein Blatt, alle republikanischen Ministerien ohne Unterschied angriff. In seinem luxuriös eingerichteten Salon fand sich der Fünfteljahr der seinen Pariser Welt zusammen: Schriftsteller, Dichter, Künstler, Schauspieler, Offiziere, Arbeiterjobber etc. Als Redakteur des Figaro und Mitarbeiter zwei weiterer Zeitungen (New York Herald und Die Parisienne) verfügte er über ein Jahreseinkommen von ca. 100 000 Franken. Das genügte aber den Ordnungstämmen, der die „Begehrtheit“ der Arbeiter geistete, nicht: er verjubelte das Doppelte. Die Millionen Lebaudy's zogen auch ihn, der er stets in Geldverlegenheit war, mächtig an. Auch er hatte die Ware „Einfluß“ auf Lager und war bereit, sie dem in der Kaserne verschmachtenden Millionär noch viel billiger abzutreten, als de Civry. Er verlangte bloß 40 000 Franken, um seinen Einfluß namentlich bei der russischen Gesandtschaft (es lebe die französisch-russische Allianz!) zu Gunsten Lebaudy's spielen zu lassen. Um aber der Forderung den nötigen Nachdruck zu verleihen, schrieb er im Figaro und in der Die Parisienne boshafte Notizen, worin er sich über die angebliche Krankheit des militärdienstfeindlichen Lebaudy lustig machte. Schließlich soll dieser sein Schweigen mit einem Cheek von 25 000 Franken erkauf haben. — Saint-Evre-Rosenthal ist unter der Anklage auf Erpressung verhaftet worden. Gerichtsweise verlautet, daß die in seiner Wohnung beschlagnahmten Briefschaften ihn zugleich als einen Spion im Dienste der deutschen Regierung belasteten.

Der Figaro, wo Rosenthal bis zum letzten Augenblicke thätig war, versucht gute Miene zum bösen Spiel zu machen und giebt seinem entlarvten Redakteur einige unschmeichelhafte Adjektiva mit auf den Weg. Es ist übrigens bekannt,

## Seuilleton.

Abdruck verboten.

### Die Entgleisten.

Eine Katastrophe in sieben Tagen nebst einem Vorabend von Ernst von Wolzogen.

Der Gouverneur lachte die kleine Lisbeth, die sich erötend an ihres Vaters Arm hing, freundlich an, und zeigte dabei zwei Reihen großer, gesunder Zähne, nur stark vergilbt vom vielen Tabaksqualm. Auch jetzt hielt er wieder einen langen schwarzen Rattenschwanz im Mundwinkel fest.

„Wo haben Sie das weggefrüht, Herr Kollege?“ fragte Doktor Huhn, auf das steife Bein deutend.

„Das war eine Türkentugel von Schipla,“ versetzte der Lieutenant, indem er sich mit dem Stock gegen das Bein klopfte. „Schlechte Arbeit das! Ich hatte mir was Besseres erhofft, als ich mich damals zu dem Moskowitern schlug. Aber so 'ne dürre Bohnenstange ist eben verflucht schwer zu treffen.“

Doktor Huhn blieb betroffen stehen und blickte dem Sprecher fragend ins Gesicht. „Was wollen Sie damit sagen?“

„Ach — nitschowo, wie der Russe sagt! Ich habe 64, 66 und 70/71 mitgemacht und bin oft genug mitten drin gewesen, wo die heißen Bleitropfen wie Plazregen herunter prasselten und die Granatsplitter wie Dred aufspritzten, wenn man durch eine Pfütze stampft. Aber mir ist nichts passiert. Ich war fest, als hätte ich mich mit

Teufelsalbe einbalsamiert. Bei Trautenau ist mir ein Stück Ohr abhanden gekommen und das respektive Trommelfell geplatzt. Auf dieser Seite müssen Sie mich 'n bißel ansprechen. Bei Wars la Tour hat mir ein Krassierpallasch ein bißel den Stalp aufgeritzt. Das ist alles Unpöbel! Hätten mich die Türken nicht lahm gelegt, dann hätte ich am Ende mein Glück noch in Afrika probiert. Da giebt's doch noch vergiftete Pfeile und prächtige Fieberchen. O, weh, jetzt hab' ich aber dem kleinen Fräulein angst gemacht, nicht wahr?“

Lisbeth sah wirklich mit gar ängstlichen, großen Augen zu dem wunderlichen Kauz empor. Als er sie anredete, senkte sie den Blick und dabei gewahrte sie zwei Pistolenschäfte von felsamer Arbeit, die aus seiner Rocktasche herausschauten. Sie nestelte sich fester an ihres Vaters Seite und machte ihn durch ein leises „Du, Papa!“ auf ihre Entdeckung aufmerksam.

Doktor Huhn folgte ihrem flüchtigen, ängstlichen Fingerzeig und bemerkte nun gleichfalls die Pistolen. „Alle Wetter!“ lachte er, darauf hindeutend, „Sie scheinen bis an die Zähne bewaffnet auszugehen. Ist denn die Gegend hier so unsicher?“

„Ach so, Sie meinen die Dinger,“ sagte der Lieutenant und schlug sich leicht gegen die Tasche. Und dann holte er mit der freien Rechten aus der anderen Tasche noch zwei Pistolen hervor. „Da, Nummer drei und vier, hähä! Die eine ist türkische, die andere russische Arbeit. Ich habe früher solche merkwürdige und altertümliche Mordwaffen gesammelt. Eine kleine Passion von mir. Jetzt schließ' ich noch zuweilen damit nach der Scheibe, da mir jeder andere Sport ver sagt ist. Wollen Sie mal meinen Scheibenstand sehen? Er ist ganz nahe — gleich da hinter der Kirch-

Sie waren es zufrieden, kehrten um, denn sie waren schon eine Strecke weit über den Kirchhof hinausgewandert und schritten an der Mauer entlang über ein vom gestrigen Regen noch recht feuchtes Feld. Hinter dem Gottesacker lagert etwa zwei bis drei Morgen wüstes Land, eine große Sandkuhle darin, ein paar verwahrloste aussehende krüppel-hafte Föhren, stellenweise ein spärlicher Graswuchs und dicht an der Mauer ein großer Haufen von Schutt, Müll und allerlei Urat. Eine Stange mit einer Tafel: „Hier kann Schutt abgeladen werden“ stand, aber schon dem Umsinken nahe, in der Nähe.

„Das ist also mein berühmter Schießstand,“ schnunzelte Herr von Brügler. „Hier kommt mir so leicht niemand in die Quere, und der Haufen da bietet einen famosen Kugelfang. Früher hab' ich manchmal die Jungen mitgenommen; aber das kostet mich zu viel Pulver und Blei. Ich muß mir die Kugeln selber gießen, wissen Sie; denn das Kaliber giebt's nicht mehr zu kaufen.“ Dabei zog er die größte seiner Pistolen, einen schönen alten Ruckentener mit Paarschüßigen, aus der Tasche und zeigte ihnen die weite Mündung vor.

Lisbeth duckte sich unwillkürlich ein wenig und drehte den Kopf zur Seite. Der Lieutenant lachte kurz auf — ein merkwürdig heiseres, tief aufgrunzendes Lachen, welches fast so klang, als wenn ein Pferd zum Wiehern ausholt. „Hat Prinzchen Angst?“ grinste er. „Wenn Prinzchen nicht knallen hören kann, dann geben wir die Übung lieber auf.“

„Ach nein, bitte,“ sagte Lisbeth. „Ich möchte so gern zusehen, wenn ich darf.“

Und nun humpelte der lange Herr Lieutenant mit großen Schritten sein steifes rechtes Bein immer mit kräftigem Rucke vorausschleudernd, an der Mauer entlang und